Walter Homolka

ÜBERGÄNGE
BEOBACHTUNGEN EINES
RABBINERS

Patmos Verlag

*Für Rabbiner Walter Jacob
Lehrer und Freund*

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten
© 2017 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart
Umschlagfoto: © Abraham Geiger Kolleg, Potsdam / T. Barniske
Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-0924-1 (Print)
ISBN 978-3-8436-0925-8 (eBook)

Inhalt

Übergänge gestalten	6
<i>Vorwort von Margot Käßmann</i>	
Statt Einleitung: Zehn Fragen an den Autor	13
Pluralität des Judentums	23
Religion und Moderne	61
Juden – Christen – Muslime	93
Land und Staat Israel	153
Gerechtigkeit und Frieden	169
Index der Beiträge	199
Personenverzeichnis	201
Quellen	205
Zur Person des Autors	207

Übergänge gestalten

Vorwort von Margot Käßmann

Zum ersten Mal habe ich Walter Homolka intensiv erlebt, als wir beide an Lebensübergängen standen: Wenige Wochen nach meinem Amtsantritt als Landesbischöfin 1999 kam er mit seinem Vorgänger, Rabbiner Henry G. Brandt, zu mir in die Bischofskanzlei in Hannover, um sich als neuer Landesrabbiner von Niedersachsen vorzustellen. Wir hatten damals ein spannendes Gespräch über das *Abraham Geiger Kolleg*, dessen Mitbegründer und Rektor Rabbiner Homolka ist. Das Rabbinerseminar war eben erst ins Leben gerufen worden, hatte den Lehrbetrieb aber noch nicht aufgenommen. Ich war damals schon begeistert von der Initiative, in Deutschland Rabbiner auszubilden. In der Folgezeit habe ich mit hohem Respekt verfolgen können, wie durch den enormen Einsatz von Rabbiner Homolka und seiner Mitstreiter das Kolleg seine Arbeit aufnahm. Dass in Deutschland nach dem Holocaust wieder jüdisches Leben existiert, Gemeinden gegründet und ihre Rabbiner in diesem Land ausgebildet werden, ist für mich als Christin bewegend und ich bin Rabbiner Homolka dankbar für seinen unermüdlichen Einsatz.

In den kommenden Jahren wurde er für mich zum wichtigen Gesprächspartner, wann immer ich Fragen zum Judentum in Deutschland heute, zur jüdischen Theologie oder auch zur jüdischen Praxis habe. Besonders intensiv wurde unser Austausch, nachdem er mich eingeladen

hatte, am 13. November 2013 die Festrede zur Eröffnung der *School of Jewish Theology* an der Universität Potsdam zu halten, deren geschäftsführender Direktor er ist. Zum allerersten Mal wurde damit an einer deutschen Universität der Studiengang »Jüdische Theologie« im Fakultätsrang eingerichtet. Meine Anwesenheit sollte auch ein Zeichen sein, waren es doch nicht zuletzt angesehene protestantische Theologen, die im 19. Jahrhundert jüdischer Theologie an deutschen Universitäten ablehnend gegenüberstanden.

Natürlich wurden auch im 19. Jahrhundert und bis zum Beginn der Schoa Rabbiner in Deutschland ausgebildet. Doch diese Ausbildung konnte sich nicht an öffentlichen Universitäten etablieren, sondern fand in eigenen Seminaren statt: eins in Breslau, zwei in Berlin. Auch gab es an evangelisch-theologischen Fakultäten Nischen für Judentumskunde. Besonderes Gewicht hatte der Lehrstuhl von Hermann Leberecht-Strack in Berlin, der mit seinem *Institutum Iudaicum* hoch angesehen war. Seine »Einleitung in Talmud und Midrasch« war ein Klassiker, er arbeitete mit dem orthodoxen Rabbinerseminar zusammen. Anders als andere protestantische Theologen hatte er sich gegen jedweden Antisemitismus positioniert. In Leipzig gab es zudem das Institut am Lehrstuhl von Franz Delitzsch, nach 1945 wurde es nach Münster verlegt. Aber es waren christliche Lehrstühle, nicht jüdische, und das Berliner Institut hatte zudem den Untertitel »Institut zur Förderung der Judenmission«. Judaistik, jüdische Wissenschaft war ein Appendix. Es gab hier und da jüdische Lehrstuhl-

mitarbeiter – freie Forschung und Lehre des Judentums war das nicht.

Mit der *School of Jewish Theology* der Universität Potsdam stehen wir am Übergang in eine Zukunft, in der jüdische Theologie als eigenständiges Fach an einer deutschen Universität betrieben wird. Das ist etwas Neues, und ich bin überzeugt: Das wird der Ausgangspunkt sein für eine Begegnung auf Augenhöhe. Uns allen ist bewusst, dass wir einen Dialog der Religionen brauchen. Und genau diesen Dialog kann und soll gerade die Theologie möglich machen. Sie gibt den menschlichen Begegnungen, die ebenso unerlässlich sind, die notwendige Substanz für das Gespräch.

Das Ringen um Gott und die Welt, der wissenschaftliche Zugang zu den heiligen Schriften, die systematische und praktisch-theologische ebenso wie die historische Durchdringung der Religion sind eine Herausforderung im Zeitalter der Aufklärung. Sie gehört an die Universität, um diskursfähig zu sein in der säkularen Welt und sich eben nicht in privat-religiöse Nischen zurückzuziehen. Theologie braucht universitäre Fakultäten – jüdische ebenso wie christliche und islamische.

Das zwanzigjährige Ordinationsjubiläum von Rabbiner Homolka fällt in das Jahr 2017, in dem die Evangelische Kirche Deutschlands das fünfhundertjährige Reformationsjubiläum feiert. Es kann gerade nach der Realität des Holocaust kein Reformationsjubiläum geben, das bei aller Freude über die Errungenschaften der Reformation ihre Schattenseiten nicht benennt. Und gerade die bedrü-

ckende Geschichte der christlichen Judenfeindschaft hat in Martin Luther einen furchtbaren Zeugen, so sehr vieles an ihm hochzuschätzen ist. Der Antijudaismus Martin Luthers hat der protestantischen Kirche ein fatales Erbe hinterlassen. Dabei finden sich in seiner 1523 veröffentlichten Schrift »Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei« für die damalige Zeit bemerkenswerte Ansichten: Stereotype Vorwürfe gegen die Juden, darunter den des Wucherzinses, weist der Reformator entschieden zurück. Durch jene Schrift Luthers entstand in jüdischen Kreisen die Hoffnung, es könne zu einem Neuanfang im Verhältnis zwischen Juden und Christen kommen. Doch zwanzig Jahre später, 1543, erscheint ein im Duktus völlig anderer Text Luthers. Schon der Titel »Von den Juden und ihren Lügen« verrät, dass es sich um eine Schmähschrift handelt. Luther schlägt darin der Obrigkeit vor, dass sie Synagogen und jüdische Schulen »mit Feuer anstecken«, ihre Häuser »zerbrechen« und die Juden »wie die Zigeuner in einen Stall tun« soll. Diese so unfassbaren Äußerungen werfen auf ihn und die Reformation insgesamt einen Schatten und sollten die Kirche, die sich nach ihm benannte, auf einen entsetzlichen Irrweg führen.

Bis auf wenige Einzelne versagte die Evangelische Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus, weil sie Juden und Jüdinnen nicht schützte, sich dem Holocaust nicht vehement entgegenstellte. Erst nach 1945 begann sie – langsam –, den verhängnisvollen Weg des Antijudaismus zu verlassen, eine Lerngeschichte setzte ein. Der jüdisch-christliche Dialog hat neu entdecken lassen, was der Apostel Paulus

über das Verhältnis von Christen und Juden schreibt: »Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich« (Römer 11,18). Das war für die Evangelische Kirche ein Prozess, der Erschrecken über eigene Irrwege zutage treten ließ und Befangenheit auslöste. Mein Eindruck aber ist, dass immer öfter freie Begegnung möglich wird, die um das Vergangene, um Schuld ebenso wie um Opfererfahrung weiß, aber nicht dort verhaftet bleibt, sondern Übergänge eröffnet in die Zukunft eines Dialogs auf Augenhöhe.

Für solche vertrauensvollen Dialoge, die auch Spannungsvolles nicht ausklammern, stellt sich Rabbiner Walter Homolka gern zur Verfügung. Er ist dabei ein kundiger Gesprächspartner, hat er doch in Vorbereitung seines Rabbinatsstudiums als Jude selbst zunächst protestantische Theologie studiert, drei Jahre bis zum Baccalaureat 1986 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, und danach 1992 am Kings' College in London über Rabbiner Leo Baeck und den deutschen Protestantismus promoviert. Er ist 2017 bei der *Weltausstellung Reformation* an der Vorbereitung des Themenbereiches »Dialog der Religionen« beteiligt. Mit dabei sind neben Juden und Christen auch Muslime, und dieser Dialog macht die Kommunikationsfähigkeit von Walter Homolka noch einmal besonders wahrnehmbar.

Ich habe von ihm viel gelernt über die jüdische Luther-Rezeption, die vor dem Nationalsozialismus offenbar bemerkenswert wohlgesonnen Luthers Stellung zu den Juden betrachtete. Es war ein Rabbiner, nämlich Reinhold

Lewin, der 1911 die erste wissenschaftliche Monografie zu diesem Thema veröffentlichte. Luther sei deswegen für das Judentum interessant, weil er den nach Gott suchenden Menschen in den Mittelpunkt stellt, so der Rabbiner. Das Judentum habe von der Reformation profitiert, sagt Homolka. Er kennt sich aus in der Geisteswelt des 19. Jahrhunderts, als Luther im Zuge der jüdischen Aufklärung zum Symbol und Ausgangspunkt geistiger Freiheit stilisiert wurde. Er ist auch ein großer Kenner der Theologie Leo Baecks, dessen Klage ich teile: »Es ist ein geistiges und moralisches Unglück Deutschlands, dass man aus dem Deutschtum eine Religion gemacht hat.« Die Reformation habe die Religion an den Staat ausgeliefert, meinte Baeck – eine diskussionswürdige These, die Rabbiner Homolka wieder ins Gespräch bringt. Dabei sind »Verstaatlichung« und »Privatisierung« zwei Entwicklungen, die beide zu vermeiden sind. Ich teile seine Bedenken, dass sich Religion ins Private verflüchtigen könnte. Homolka sieht Parallelen zwischen liberalem Judentum und liberalem Christentum: Beide müssen immer wieder erklären, auf welche Weise sie ihrer Tradition treu sind.

Wir leben in einer Zeit der Übergänge, auch was die Gestalten und Erscheinungsformen der Religionen betrifft. Dabei hat Walter Homolka nach zwanzig Jahren im Rabbinat eine große Weitsicht und Geduld. Er wünscht sich Veränderungen und Entwicklung des Judentums wie der Kirchen – aber weiß auch, dass es immer wieder längere Durststrecken gibt. Das muss nicht beunruhigen, sondern kann mit Zuversicht ertragen werden.

Immer wieder meldet sich Walter Homolka zu Wort; einige dieser Wortmeldungen sind in diesem Buch versammelt. Ich freue mich auf das Buch, in dem sowohl programmatische Beiträge als auch Notizen und Beobachtungen aus den vergangenen Jahren zusammengestellt sind, und ich bin gespannt auf seine Anregungen, was er zur Pluralität des Judentums, zu Religion und Moderne, zum Dialog der Religionen, zu Land und Staat Israel sowie zu Gerechtigkeit und Frieden zu sagen hat. Ein Ringen, durchaus auch Streiten um diese Themen ist hilfreich in einer Zeit, in der Fundamentalismus um sich greift. Eigenes Denken und Fragen, ja Streit um die Wahrheit sind notwendig gegen jede Form von Fundamentalismus. Freidenken zu können, Religions-, Meinungs- und Redefreiheit sind ein hohes Gut. Ohne gemeinsames Denken und Ringen landen wir in isolierten Sackgassen.

Walter Homolka und ich sind uns immer wieder an Lebensübergängen begegnet. Am allermeisten schätze ich seinen Humor, mit dem er auch schwierige Gespräche entspannen kann. Solch eine Haltung, mit der ein Mensch auch einmal über sich selbst lachen kann, wünschte ich mir in manch anderem Gespräch. Seit zwanzig Jahren wirkt er als Rabbiner in Deutschland. Darüber freue ich mich und bin dankbar. Sein Wirken kann für alle zum Segen werden, und diesen Segen wünsche ich ihm persönlich als christliche Theologin von Herzen.

Statt Einleitung: Zehn Fragen an den Autor

Herr Homolka, Sie stammen aus einer kleinen Stadt in Niederbayern. Heute leben Sie in Berlin. Hatten Sie einen guten Start ins Leben?

Ich bin in Landau relativ behütet aufgewachsen und habe mich auf die Schule konzentrieren können. Mein Lebensweg ist ein Beispiel dafür, dass bis in die 1980er Jahre jemand aus einer Kleinstadt mit einem normalen Gymnasialabschluss etwas erreichen kann. Nachhaltige Erfolge sind meistens keine Wunder, sondern das Ergebnis konsequenten und beharrlichen Arbeitens. Die Frage ist doch, ob man bereit ist, Herausforderungen anzunehmen und sie erfolgreich zu bewältigen. Ich arbeite heute in der Auswahl für die Stipendiaten der Studienstiftung des Deutschen Volkes und des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks mit. Dort sehe ich, dass es Großstadtkinder oft schwerer haben bei all den Ablenkungen. Ich habe es jedenfalls nie als Nachteil angesehen, dass ich aus einem kleinen Städtchen komme.

Was haben Ihnen Ihre Eltern mitgegeben?

Die Beharrlichkeit, die sie bei Projekten an den Tag gelegt haben, aber auch das konziliante Herangehen und das Organisationstalent. Ich verdanke aber auch meinen Lehrern einiges und bin ihnen dankbar, weil sie Persönlichkeiten gewesen sind, die wiederum Persönlichkeiten formen konnten.

Wie kam es, dass die jüdische Religion zu Ihrem Lebensmittelpunkt wurde?

Ich komme aus einem religiös wenig gebundenen Elternhaus. Mein Vater lernte meine Mutter bei einer Rede Kurt Schumachers vor Sozialdemokraten und Gewerkschaftlern in der Passauer Nibelungenhalle kennen. An unserer Schule gab es aber einen faszinierenden Religionslehrer, den Prälaten Helmuth Schuler. Wir nannten ihn nur den »Guru«. Er hat uns ermuntert, den Fragen des Lebens nachzuspüren: warum wir hier sind, was unsere Aufgabe im Leben ist, wohin wir gehen. Und er hat uns zu Aufgeschlossenheit und Neugier ermuntert. Dafür bin ich ihm noch heute dankbar. Dadurch hatte ich die geistige Freiheit, mich mit etwa zwölf Jahren in der Israelitischen Kultusgemeinde von Straubing zu engagieren. Als ich religiös mündig geworden war, bin ich bald darauf formal eingetreten.

Wie sind Sie nach Ihrem Studium zunächst zum Investment Banking gekommen?

Ich bin nach einem Studium der Theologie, Philosophie und Judaistik eher zufällig ins Bankenwesen hineingerutscht: durch ein Praktikum bei der *Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank*, das mir »Student und Arbeitsmarkt« für Geisteswissenschaftler der Ludwig-Maximilians-Universität München vermitteln konnte.

Eigentlich hätte ich in der Personalabteilung anfangen sollen. Irgendwie kam ich aber ins Wertpapiergeschäft. Als der Irrtum bemerkt wurde, war ich schon so integriert,

dass mich meine Kollegen nicht mehr hergeben wollten. Ich war positiv aufgefallen durch mein ehrliches Interesse an allen Aufgaben in der Abteilung, und wenn sie noch so unbedeutend schienen. Ein Kollege formulierte das so: »Es ist erfreulich, mal einen Praktikanten zu haben, der nicht schon alles weiß, sondern offen und neugierig ankommt, um zu lernen und die Praxis durch Praktiker kennenzulernen.«

Ende der 1980er Jahre wurde ein Thema wichtig: Möglichkeiten des ethisch verantwortlichen Investments. Ein Theologe wie ich konnte da Investmentfondsmanager bei der Portfolioauswahl unterstützen. Es ging darum, Firmen auszuwählen, die versuchen, ihre Renditeziele zu erreichen, und dabei soziale und ökologische Standards einhalten. Die Kriterien für solche »Gerechtigkeit im wirtschaftlichen Handeln« waren erst mühsam zu definieren. Ich hatte es mir zur Aufgabe gestellt nachzuweisen, dass sich wertorientiertes Verhalten in der Wirtschaft auszahlt und nicht durch Renditeeinbußen »bezahlt« werden muss. Daraus entstand der erste ethische Investmentfonds Deutschlands, der »H.C.M. Umweltfonds«.

Aus dem Investment Banking hat es Sie dann in die Welt der Medien verschlagen. War das nicht ein ziemlicher Kontrast?

Meine Funktion als Vorstandsassistent bei Bertelsmann erforderte den Willen zur Exzellenz, aber auch die Bereitschaft, sich durchzusetzen. Die Zeit dort hat mich vor allem mit vielen spannenden Menschen zusammengebracht.